

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 46 (1966-1967)
Heft: 2

Buchbesprechung: Bücher

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BÜCHER

NACHTRÄGE ZU VERGANGENEM

Nicht von historischen Romanen oder Novellen sei hier die Rede. Ihre große Zeit ist wohl dahin. Aber daß sich neben den Versuchen, im Erzählen Neuland zu erschließen, eingekleidete Zeitkritik und Zeitgeschichte behaupten können, wäre an einer langen Reihe von Beispielen zu belegen. Wenn wir darunter nicht einfach Darstellungen historischer Begebenheiten, Erlebnisberichte oder romanhafte Beschreibungen einer Epoche verstehen, sondern jene Prosawerke, die als Zeitdokument zu betrachten sind, ist die Auswahl nicht gering. Unter den Titeln, die uns vorliegen, finden sich Nachträge zu Vergangenen, gleichsam Akten zur Ergänzung, vielleicht aber auch Zeugen unerledigter Prozesse.

Vor Jahresfrist erst ist der Roman *Macht* von *Robert Neumann* in einer Neuausgabe erschienen¹. Er lag bereits 1932 gedruckt vor, hatte aber, wie der Verfasser schreibt, ein kurzes Leben: Er wurde wenige Monate nach seinem Erscheinen verbrannt und verboten. Wir entnehmen dem Nachwort, das uns über das Schicksal des Buches orientiert, einen zweiten Hinweis. Neumann nennt den Stil seines Romans «Neue Sachlichkeit» und präzisiert, er sei als Reaktion auf den Expressionismus und die «O-Mensch-Duselei» zu würdigen. Aber seltsam genug, was dem Verfasser als Erklärung oder gar als Entschuldigung wichtig scheint, braucht den Leser nicht weiter zu beschäftigen. Genug, daß er wohl nach wenigen Seiten durchaus erkennt, wie unzeitgemäß dieses Buch ist; ein Genuß ist es trotzdem, diese gescheite, parodistisch schillernde und sachkundig von Fälschungen und Transaktionen fabulierende Geschichte zu lesen, deren Inhalt abenteuerlich genug ist.

Der kaukasische Fürst Josua Michailowitsch Karachioschwili, genannt Karachan, hat nach einem von ihm angeführten Reiteraufstand die Stadt Tiflis eine Woche lang gehalten. Er ist der einzige, der sich nach

dem furchtbaren Gemetzel der Wiedereroberung durch die Sowjets retten kann. Nach gefährlichen Umwegen gelangt er mittellos nach Wien, in seinem Gepäck immerhin zwei Originaldruckplatten mit sich führend, mit denen russische Tscherwonzen gedruckt werden können. Die hat er während seiner einwöchigen Herrschaft über Georgien im Sinne einer legitimen Kriegshandlung an sich genommen. In Wien machen sich nun allerlei Drahtzieher an den träumerischen Fürsten heran, der übrigens beim Völkerbund in Genf Sanktionen gegen die Sowjets erwirken will. Man druckt in Wien mit Hilfe der Originalplatten des Fürsten große Mengen von Tscherwonzen, bringt sie auf den Markt und unterläuft damit die russische Währung. Karachan gelangt in den Besitz eines großen Vermögens und verliert es wieder. Nutznießer sind seine Berater, in München aber die Vorläufer des künftigen Naziregimes, und im Hintergrund der Aktion, vorsichtig abgeschirmt und bei allfälliger Aufdeckung des Fälschergeschäfts nicht faßbar, sitzen Ölintressen, die in Baku enteignete Besitztümer wieder reaktivieren möchten.

Neumann erweist sich als virtuoser Meister der Kombination. Er imitiert aufs köstlichste die Sprech- und Schreibweise seiner Figuren, bedient sich mit Brillanz parodistischer Elemente und schaltet und waltet als allmächtiger Erzähler, daß es eine Art hat. Wie er den Fürsten selbst schwermütig daherreden und Episteln schreiben läßt, wie er den Bankdirektor Lassalle und den Rechtsanwalt Rosen ihre Verhandlungen führen läßt, ist vom heiteren Geiste imitatorischer Lust beflügelt. Die Telegramme des Ölmagnaten Sir Henry Vanderzee an seine Agenten zeugen von der spielerischen Freude, mit der Robert Neumann auch den Jargon internationaler Hochfinanz seinen Juxen dienstbar zu machen weiß. Der Roman ist ein souverän in Gang gebrachtes Spiel-

werk — immerhin ein Spielwerk mit tieferer Bedeutung. Spitzel und Wühler, Vorläufer katastrophaler Bewegungen sind sein Personal, die Ohnmacht des Völkerbundes gibt den Hintergrund ab. Der Schelmenroman, den wir im vierten Jahrzehnt nach seinem ersten Erscheinen erstmals in einer Neuausgabe in der Hand halten, erweist sich als Parabel des politischen und moralischen Bankrotts. Keine Dichtung vielleicht, kein literarisches Werk höchsten Ranges wohl, wenngleich ein erzähltechnisches Bravourstücklein und — vor allem — ein Nachtrag zu Vergangenen, der die Stimmung und den Schwindelgeist jener Zeit selbst in der Übertreibung sehr genau trifft.

Ebenfalls aus den dreißiger Jahren stammt das zweite Beispiel, das ich hier nennen möchte. 1936 erschien in einem Emigrantenverlag in Amsterdam der autobiographische Roman *Der arme Verschwendender* von Ernst Weiß². Der Verfasser, der Medizin studiert hatte, war ein Freund Kafkas, Schüler Sigmund Freuds und in den zwanziger und dreißiger Jahren als Romanschriftsteller bekannt und selbst berühmt. Es gibt von ihm auch Lyrik, und vielleicht muß man in ihm einen Vertreter dessen erblicken, was Neumann etwas respektlos die «O-Mensch-Duselei» nennt. Das Buch jedoch, das uns jetzt wieder, in einer Ausgabe der «Bücher der Neunzehn», vorliegt und wie in der Zeit seines ersten Erscheinens durch seine Widmung des Autors Verehrung für Stefan Zweig bezeugt, ist im ganzen und im einzelnen ein ergreifendes menschliches Dokument. «Der arme Verschwendender», Erzähler und Hauptfigur des Romans, berichtet von den Anstrengungen eines Knaben, sich vor dem gestrengen Vater zu bewähren. Er muß um sein Medizinstudium kämpfen, nicht aus finanziellen Gründen, sondern weil der Vater, Arzt und Professor, ihn für unfähig hält. Er erzählt von den Liebeswirren des Jünglings, beschreibt den inneren Kampf des Mannes zwischen zwei Frauen. Diese persönliche und sehr intime Lebensbeichte hat an und für sich mit Zeitgeschichte wenig zu tun. Sie ist das Zeugnis einer Entwicklung inmitten einer noch intakten Kulturwelt. Aber

in dem Maße, in dem die innere Sicherheit und die Lebenstüchtigkeit des Helden angeschlagen und geschwächt erscheinen, wird durch die Maschen der Erzählung hindurch die Endzeit sichtbar, die Epoche, in der sich das bürgerliche Zeitalter auflöst und der großen Katastrophe entgegengeht, der ja auch Ernst Weiß als Emigrant in Paris zum Opfer gefallen ist.

Während in diesen Romanen die öffentlichen Dinge nur angedeutet sind und in der Durchsicht durch Schicksale und Einzelfiguren erst sichtbar werden, legt *Günter Weisenborn* in seinem Prosaband *Der gespaltene Horizont* unmittelbar Zeugnis ab von Begegnungen und Erlebnissen zwischen den ideologischen Fronten der Nachkriegszeit³. Der Verfasser knüpft mit diesen gesammelten Notizen an sein Erinnerungsbuch «Memorial» an, das in Deutschland und Frankreich als eines der wesentlichen Werke der deutschen Nachkriegsliteratur gewürdigt worden ist. Der Schriftsteller und Dramatiker, dessen Werk von den Nationalsozialisten wie dasjenige von Robert Neumann verboten war, der in seiner Jugend in Argentinien als Farmer lebte und später als Dramaturg am Schillertheater in Berlin, wurde 1942 verhaftet, weil er einer Widerstandsgruppe angehört hatte. Die Zeit bis zum Kriegsende verbrachte Weisenborn im Zuchthaus. Russische Truppen befreiten ihn aus dem Kerker.

Seine Notizensammlung «Der gespaltene Horizont» ist der erklärte Versuch, in der geteilten Nachkriegswelt einen mittleren Standpunkt zu suchen. Weisenborn sagt, es gehe ihm darum, die Welt nicht von der einen oder von der andern Warte aus zu sehen, sondern objektiv zu schreiben, «aus dialektischer Sicht», wie er es nennt. Er reiht kurze Prosastücke aneinander, Erlebnisberichte, Reisenotizen, die ihn als einen Globetrotter von Format zeigen, und immer ist dabei einem Stück, das in der westlichen Welt spielt, ein anderes gegenübergestellt, das seinen Schauplatz jenseits der ideologischen und politischen Demarkationslinie hat.

Da ist manches gesammelt, was uns beeindruckt, etwa die erste Rückkehr des

Schriftstellers Alfred Döblin nach Deutschland, in der Uniform eines französischen Majors, oder das Ende des großen Schauspielers Heinrich George in einem russischen Lager. Weisenborn berichtet, was er erlebt und erfahren hat, wobei besonders die Welt des Theaters, die er kennt und mit der ihn vielfältige persönliche Beziehungen verbinden, mit lebendigen und packenden Schilderungen vertreten ist: Begegnungen mit Fehling, Gründgens, Brecht und vielen anderen ziehen in knappen Erinnerungsbildchen an uns vorüber. Der Verfasser erzählt von Erlebnissen in Warschau und in Ascona. Theresienstadt und der Tod Theodor Plieviers, der Dramatiker Adamov bei einer öffentlichen Diskussion in Ostberlin und im privaten Gespräch im Westberliner Hotel sind in den Notizen festgehalten. Allein der Realismus der zwei Dimensionen, den Weisenborn im Anschluß an dieses Gespräch fordert, wird nicht deutlich. Moskau, Rom, Peking, New York, ja die ganze Welt ist einbezogen in das bunte Kaleidoskop dieser Berichte; aber wie verhält es sich denn mit der postulierten Objektivität? Der «mittlere Standpunkt» erweist sich als unrealistisch. Die Objektivität ist vielleicht gewährleistet in dem Sinne, daß der Autor kein Parteigänger ist. Was er jedoch vorzulegen hat, sind lediglich Scherben des Wirklichen, kleine Stücke, Schnitzel, im ganzen ein Trümmerhaufen, und das will nicht etwa nur heißen, es sei ihm nicht gelungen, aus der Vielzahl seiner Notizen eine mögliche, erahnte oder denkbare Einheit sich abzeichnen zu lassen. Dafür dürften wir ihn am Ende wohl nicht haftbar machen. Aber es will heißen, daß er auch in der Sprache beim Bruchstück in einer Weise verharrt, die durchaus anfechtbar ist. Eine gewisse Hast, ja Oberflächlichkeit in der stilistischen Gestaltung ist unverkennbar. Die Notizensammlung «Der gespaltene Horizont» ist wertvoll im Hinblick auf die Fülle der Begegnungen, die sie mitteilt. Sie enttäuscht, weil sie weit eher Rohmaterial als gestaltete Wirklichkeit anbietet. «In der Hotelhalle versuchte ich, diese Beobachtung summarisch zu notieren»: die Bemerkung, die ich herausgreife, ist charakteristisch. Es

geht, im Sprachlichen wie im Gedanklichen, eher summarisch zu. Man soll nicht pedantisch sein. Aber für ein Buch wie dieses trifft zu, was Weisenborn selbst einmal — und wiederum wenigstens dem Sinne nach richtig — so formuliert: «Wer kein Genie ist, braucht das Handwerk desto notwendiger.»

Ein Nachtrag, wenn man will, ist das neuste Buch *Robert Neumanns* mit dem maliziösen Doppeltitel *Der Tatbestand oder Der gute Glaube der Deutschen*⁴. Der Roman greift ein heißes Eisen auf. Man geht nicht fehl in der Annahme, der Verfasser wolle Diagnose und Anklage miteinander verbinden: die Diagnose einer höchst fragwürdigen Gutgläubigkeit und die Anklage gegen diejenigen, die sie ausnützen. Neumann hat sich eine Fabel ausgedacht, die ihm beides ermöglicht. Ein deutscher Jude beschuldigt sich selbst, vor zwanzig Jahren zwei andere Juden, die in die Schweiz fliehen wollten, der SS ausgeliefert zu haben. Der Oberstaatsanwalt, die Anwälte und die Öffentlichkeit sind befremdet. Zwar berichten die Zeitungen eben auch vom Frankfurter Prozeß und anderen Verfahren gegen KZ-Verbrecher. Aber man verfolgt sie kaum und verharrt in der Haltung: «Was ging einen denn derlei im Grunde an» und «ob es überhaupt einen Sinn hatte, die heute noch zu verfolgen», höchstens vielleicht: «Darüber sollte man sich gelegentlich eine Meinung bilden.» Neumann protestiert mit seinem Buch dagegen, daß auch heute wieder die ernste Sorge um das Gemeinwesen als Querulanz und die reihenschließende Biederkeit als demokratische Tugend betrachtet wird. Er hat ein sehr pessimistisches Buch geschrieben, unzweifelhaft unter dem Eindruck des Frankfurter Prozesses und empört über die milden Urteile.

Es ist ein Roman mit unzweideutiger Tendenz, eine Absage an die Lauen und die harmlos Biederen, eine Absage an die Vertuscher und an die, die einen Strich unter die Vergangenheit gezogen haben. Dennoch, so verdienstvoll die Attacke auch sein mag — etwas stimmt nicht ganz. Es ist, wie wenn einer mit dem Degen gegen Giftgas antritt, mit einer raffiniert komponierten

und brillant erzählten Story gegen eine Wirklichkeit, der nur mit dokumentarischen Belegen beizukommen wäre. Robert Neumann hat, sich selber treu, ein erzählerisches Virtuosenstück aus seinem bitter ernsten Stoff zurechtgeschneidert, mit inneren Monologen, Protokollintermezzi und Rückblenden, imitatorischer Nachbildung von Telefongesprächen und was dergleichen mehr ist, daß es nur so schillert und funkelt. Die artistischen Eigenschaften des Buches sind gewiß eine Quelle beträchtlichen Vergnügens. Aber das ist in diesem Fall eigentlich schon eher eine Kalamität; denn die brillante, gauklerisch-verspielte Form ist dem Thema kaum angemessen, ja sie wirkt unangenehm. Die Schelmen und Makler, die sich an den Fürsten Karachan im Roman «Macht» heranmachen, stehen denn doch in einem ganz anderen Zusammenhang als die Anwälte und Zeugen, die im Fall des jüdischen Journalisten Sahl-Sobieski auftreten. Ein Buch wie «Der Tatbestand» wird seines Themas und seiner Anklage wegen für viele unbequem sein. Aber diese Wirkung müßte

allein aus der Tendenz und aus der Haltung hervorgehen, nicht aus dem Mißbehagen über so wenig angemessene Mittel der Darstellung.

Was hier an Beispielen aufgeführt und charakterisiert wurde, zählt nicht zur zeitgenössischen Literatur im engeren Sinne. Doch setzen diese Bücher sozusagen die Beratung nicht abgeschriebener Traktanden fort. So zu tun, als ob wir selber nichts mehr damit zu schaffen hätten, wäre unklug und oberflächlich.

Anton Krättli

¹Robert Neumann, «Macht», Roman. Verlag Kurt Desch, Wien, München, Basel 1964. ²Ernst Weiß, «Der arme Verschwendler», Roman. Claassen Verlag, Hamburg 1965. ³Günther Weisenborn, «Der gespaltene Horizont», Niederschriften eines Außenseiters. Verlag Kurt Desch, Wien, München, Basel 1964. ⁴Robert Neumann, «Der Tatbestand oder Der gute Glaube der Deutschen», Roman. Verlag Kurt Desch, Wien, München, Basel 1965.

ARCHÄOLOGEN AN DER ARBEIT

Archäologie mit Lochkarten? Eine Wissenschaft, in der bald Chiffren für exakte Sachzusammenhänge dominieren werden, eine verwirrende Fülle von Meßzahlen und mathematischen Kurven in den Publikationen, die nur noch den Leuten vom Fach verständlich sind? Wechselt die Archäologie — bisher unter die Geisteswissenschaften eingereiht — zu den Naturwissenschaften über? Ist die Vorstellung vom Lokalforscher, der am Sonntag übers Feld wandert und zum Beispiel nach römischen Ziegeln Ausschau hält, oder vom Dorflehrer, der durch seine Schulkinder Mauern ausgraben läßt, ad acta zu legen? Dominiert der Wissenschaftler im weißen Kittel, mit seinen Meßapparaten sondierend? Bedeutet der Ausgräber, der noch mehr auf die gute Spürnase vertraut, bald nichts?

Verärgert klappt der Leser, der unter dem Titel *Archäologen an der Arbeit*¹ eines der vielen romantisierenden Bücher in der Art von Ceram: Götter, Gräber und Gelehrte vermutet hat, das Buch zu. Auch in der Archäologie schreitet die Versachlichung unaufhaltsam fort. Und doch gibt es geradezu spannende Kapitel in dieser Zusammenstellung über die modernen Hilfsmittel, die dem heutigen Archäologen die Arbeit erleichtern und beschleunigen können. Der Rezensent empfiehlt als Einführung den Absatz über «Sondierung unter Wasser».

Georg Theodor Schwarz — seit längerer Zeit durch seine Ausgrabungstätigkeit in Aventicum mit archäologischer Feldpraxis vertraut — versucht zwischen zwei Standpunkten zu vermitteln. Auf der einen Seite will er bei den Archäologen um Verständnis

für die vielen, in den letzten Jahrzehnten entwickelten Hilfsmittel werben; einen wichtigen Teil bildet aber auch die Betonung des archäologischen Gesichtspunktes gegenüber dem Naturwissenschaftler. Deshalb finden sich in diesem Buch wenige technische Fachausdrücke, und sie werden nur soweit verwendet, wie es zur Erklärung des Sachverhaltes nötig ist. Um aber der anderen Seite gleichfalls gerecht zu werden, ist der Gebrauch archäologischer Fachausdrücke auf ein Minimum beschränkt. In der Einleitung werden Urgeschichte und Fundkonservierung ausgeschlossen, das Buch beschreibt die «Anwendung der naturwissenschaftlichen Beobachtungsverfahren auf die Vergangenheit», das heißt in diesem Falle auf die griechisch-römische Antike, den Arbeitsbereich des Verfassers. Die Kunstgeschichte der Antike findet keine Beachtung, da sie zu wenig sichere Anhaltspunkte bietet. Für den ausgrabenden Archäologen wurde dieses Buch geschrieben. Freilich fehlen Hinweise auf die Nachbardisziplinen nicht; der Bogen ist ziemlich weit gespannt.

Das Verdienst von Schwarz liegt zunächst in der übersichtlichen Zusammenstellung der einzelnen, sonst von Spezialisten bearbeiteten Bereiche. Die vorwiegend englische Fachliteratur, neben französischen, italienischen und deutsch geschriebenen Beiträgen, wurde hier durchgearbeitet und auf ihren wichtigsten Gehalt reduziert. Handbücher in deutscher Sprache fehlen bisher, die Abhandlungen sind weitgehend in Fachzeitschriften zerstreut und schwer erhältlich. Ein größeres englisches Handbuch, das des öfteren zitiert wird, ist zu teuer und deshalb nur in Institutsbibliotheken zu finden. Das Buch wurde in drei Hauptabschnitte gegliedert. Zur besseren Orientierung und als Hilfsmittel bei weitergehenden Studien des interessierten Lesers sind die englischen Fachausdrücke in Klammern beigelegt.

Der erste Teil — Sondierung — beschreibt die Methoden zur Untersuchung von oberflächlich nicht erkennbaren Objekten. Zur Luftbildarchäologie sind die Aufnahmen vom Flugzeug aus zu rechnen, die auch dem Archäologen wichtige Planunter-

lagen liefern (Photogrammetrie); aber hierher gehören in gleicher Weise Stereoaufnahmen mit einer gewöhnlichen Grabungskamera, ein Verfahren, das von Schwarz entwickelt wurde. Der Leser erhält Einblick in die Feldpraxis und nimmt an den Bemühungen teil, die technischen Errungenschaften auf ihre Verwertbarkeit für den Archäologen zu überprüfen. Elektrische Widerstandsmessungen bilden das Grundprinzip der Sondierung im Gelände. Die komplizierten Meßkurven, eigentlich nur dem geschulten Auge verständlich, ermöglichen dem Ausgräber einen ersten Überblick, also zu Beginn Archäologie ohne Ausgrabungen. Diese Methoden ersparen langwierige und kostspielige Voruntersuchungen; das Prinzip der Suchgräben sollte bald der Vergangenheit angehören. Heute warten meistens die großen Baumaschinen am Grabungsrand, um ihr Zerstörungswerk zu beginnen. Die Zeit für Suchgräben kann so nützlicheren Ausgrabungen zugeschlagen werden. Das Bild vom Archäologen, der an Hand von Meßreihen und mit Hilfe des Rubidium-Dampf-Magnetometers den Mauererlauf fünf Meter unter Oberfläche festlegen kann und so seine Ausgrabung in kurzer Zeit zu einem befriedigenden Abschluß bringt, dürfte den ärgsten Skeptiker überzeugen. Bei der Sondierung unter Wasser wird unmittelbar Aufschluß über den antiken Schiffsverkehr gewonnen, Handelsstraßen auf dem Meer werden bei genauer Kartierung der Wracks kenntlich, die Seefahrt erhält plastische Gestalt.

Die Darstellung dieser Methoden, immer mit einem Beispiel kurz erläutert, verfolgt einen bestimmten Zweck. Moderne Stadtrandansiedlungen, Verlegung von Pipelines, Nationalstraßenbau, überall werden Baumaschinen eingesetzt. Das beobachtende Auge des einfachen Erdarbeiters mit Pickel und Schaufel gehört einer früheren Zeit an. Eine systematische Aufnahme der archäologischen Fundstellen durch vorhergehende Sondierung gibt Aufschluß über die zu erwartenden Funde, so daß vor Baubeginn entsprechende Maßnahmen getroffen werden können. Für die dichtbesiedelte Schweiz ist es fünf Minuten vor Zwölf. Das Buch wirbt

um Verständnis bei Behörden, Bauunternehmern und Privaten auf der einen Seite und beim Archäologen auf der anderen. Vielleicht wird sich aber der Fachmann, unwillig über den aufgelockerten — journalistischen — Stil, abwenden und die Erwähnung gerade seines Gebietes als zu kurz gekommen betrachten oder doch lieber mehr Einzelheiten erfahren, die aber in dem Buch nicht zu finden sind. Den Laien werden dagegen die mathematischen Kurven, auch wenn eine möglichst einfache Erklärung versucht ist, abhalten, sich darin zu vertiefen. Bei der Lektüre ist die Ausgangsposition von einer Vermittlerrolle zu berücksichtigen.

Der zweite Teil behandelt die Altersbestimmung. Am bekanntesten wurde davon die C-14-Methode. Die Frage der Besucher am Grabungsrande nach dem Ergebnis der C-14-Bestimmung ist fast zu einem feststehenden Idiom geworden. Hier genügt oft der Hinweis, daß in der griechisch-römischen Antike die archäologisch historischen Analysen vorläufig noch genauere Resultate liefern. Aber wenn datierende Funde fehlen? Um die Lücke auszufüllen, wurden in letzter Zeit einige vielversprechende Untersuchungsmethoden erprobt. Die besten Ergebnisse lieferten die magnetische Altersbestimmung und die Untersuchung nach Jahresringen im Holz der Bäume (Dendrochronologie). Hier sind zwei Methoden entwickelt worden, die in Zukunft genauere Datierungen bis auf zehn Jahre ermöglichen. In der Schweiz fehlen dazu die entsprechenden Vorarbeiten; die Gründung eines archäologischen Dokumentationszentrums wäre nötig, wie dies in Frankreich oder England begonnen wurde. Das Buch soll bahnbrechend wirken, indem die Möglichkeiten einer exakten Archäologie dargestellt sind, Zusammenarbeit gefordert wird und die Zukunft unserer Wissenschaft in der vorausschauenden Planung begründet sein sollte.

Der dritte Hauptteil des Buches ist der Fundinterpretation gewidmet. Mikroskopische Untersuchungen, Keramikprüfungen, Röntgenbild und Analyse durch Strahlerzerlegung ergeben die faszinierendsten Dinge. Die Soldaten des römischen Kastells

Künzing litten an einer Darminfektion, hervorgerufen durch den Peitschenwurm. Die Eier dieses Schmarotzers können im Aushub einer Latrine festgestellt werden. Das Holzfeuer eines Mithrasheiligtums in England wurde mit Pinienzapfen angefeuert; man könnte die Reihe beliebig fortsetzen. Keramikerzeugnisse konnten durch Röntgenanalyse bestimmten Töpfern zugewiesen werden. Die Statistik schließlich, unter der Anleitung eines Fachmannes richtig angewendet, erlaubt die Ausschaltung des Zufalls, der bei Einzelfunden schnell ein schiefes Bild ergibt.

Der Archäologe kann nicht alle Techniken beherrschen. Wichtig ist für ihn, daß er im rechten Moment die anzuwendende Technik findet und das vom Spezialisten übermittelte Ergebnis archäologisch auswerten kann. Daher ist einer der häufigsten Begriffe in dem Buch das Wort «Zusammenarbeit», oder mit dem englischen Ausdruck «teamwork», und zwar echte Zusammenarbeit, die sich nicht etwa in unzusammenhängenden Appendices in den Publikationen dokumentiert.

Am Schluß eines jeden Kapitels mit der Darstellung einer Untersuchungsmethode gibt eine auf den neusten Stand gebrachte Bibliographie weiterführende Informationen. Die Inhaltsangabe steht am Schluß des Buches, hinter einem nützlichen Index, der das rasche Auffinden von Fachausdrücken erleichtert; elf Tafeln mit vorangestellten Erläuterungen runden das Bild ab. Das Buch beansprucht, «eine vollständige Übersicht über die neuen Wege zur Erforschung der Antike zu geben als andere frühere Arbeiten, nicht aber eine schlechterdings vollständige» (Seite 189). Es besteht nicht die Gefahr, wie so oft in den Fachpublikationen, daß man sich verliert und schließlich vor einem Zahlenberg kapituliert, natürlich nur bei Voraussetzung einiger Grundsätze und Kenntnis der Archäologie als nicht romantischer Wissenschaft.

Eine sachliche Diskussion der einzelnen Beobachtungsverfahren würde den Rahmen dieser Rezension sprengen. Außerdem fragt man sich, ob auch die noch im Anfangsstadium ihrer Entwicklung stehenden

Verfahren Aufnahme in dem Buch hätten finden sollen. Es entsteht so leicht der Eindruck von Zweckoptimismus und der Überbewertung der Naturwissenschaften. Auch muß eine Warnung ausgesprochen werden. Nach der Lektüre des Buches hat der Belehnte noch keineswegs alle Hilfsmittel zur Hand, um mit der Ausgraberei zu beginnen. Dazu bedarf es der Zusammenarbeit von Behörden, Bauunternehmern, Grundbesit-

zern, Spezialisten, Archäologen und letztlich auch der unentbehrlichen Hilfe der Lokalforscher. Vorurteile abbauen und das gegenseitige Verständnis fördern, soll die Aufgabe des Buches sein.

Helmut Bender

¹Georg Theodor Schwarz: Archäologen an der Arbeit. Neue Wege zur Erforschung der Antike. Francke Verlag, Bern 1965.

LIBRI

*Monstrant more suo chartae, quas dicis amicas,
rebus in adversis scortea terga tibi.*

BÜCHER

*Bücher sind Freunde, so pflegst du zu sagen;
indessen sie kehren,
wie's ihre Art, in der Not ledern den
Rücken dir zu.*

Josef Eberle

*(aus «Schwarzes Salz», Deutsche
Verlags-Anstalt, Stuttgart)*